

ist mir Bruder, Schwester und Mutter“, sagt Jesus (Mt 12, 50). Die Priester werden gehalten von dem Beziehungsnetz aus Frauen und Männern, aus alten und jungen Menschen, an dem sie selber mitknüpfen. Sie werden getragen von der Gemeinschaft, die sie auch mit anderen Priestern pflegen. Als ich 1958 als Kaplan nach Linz kam, wurde ich in eine Priesterrunde eingeladen. Wir trafen uns etwa monatlich an einem Sonntag nachmittags reihum bei jenen Teilnehmern, die Platz für ein Dutzend Priester hatten. Wir sind bis heute beisammen geblieben, auch mit einem von uns, der „laisiert“ wurde. So sind wir miteinander alt geworden; so konnten wir als Priester leben.

Forum

Als Priester leben

Die kirchliche und die gesellschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte haben die Stellung und die Rolle des Priesters in der katholischen Kirche stark verändert und bei vielen Priestern eine Verunsicherung über ihre eigene Lebenssituation, über ihr Selbstverständnis als Seelsorger und über ihre Position innerhalb der verschiedenen pastoralen Berufe mit sich gebracht. Wir möchten mit diesem Heft eine Verständigung anstoßen über die Frage, wie es Priestern in den verschiedenen Lebenssituationen heute geht und wie sich die beruflichen Anforderungen und Tätigkeiten im Lauf der Zeit verändert haben. Wir beginnen daher mit einem Forum, in dem ältere und jüngere Pfarrer und andere Priester gebeten wurden (auf Wunsch unter einem Pseudonym), auf folgende Fragen zu antworten:

- 1. Was freut Sie in Ihrem Leben und Wirken als Priester, und wie erhalten Sie sich die Freude? Wie beurteilen Sie Ihre besondere Situation?*
- 2. Was belastet Sie am meisten, und wie gehen Sie mit den Belastungen um?*
- 3. Bedeuten die gegenwärtigen Pastoralkonzepte, insbesondere jenes der „kooperativen Seelsorge“, unter den gegebenen Umständen eine Hilfe für Sie persönlich und eine Chance für die Gemeinden?*
- 4. Können Sie einem jungen Menschen heute empfehlen, Priester zu werden? Warum ja bzw. warum nein?*

Die Antworten weisen eine breite Vielfalt an beruflicher Zufriedenheit und Freude, aber auch an Belastungen und Problemen auf.

Da es von Bedeutung ist, zu welcher Zeit jemand seine

Ausbildung gemacht hat (vor oder nach dem II. Vatikanischen Konzil), haben wir auch um Angaben über Alter und Beruf gebeten. (Diese Angaben finden sich am Ende des Heftes im Mitarbeiter-Verzeichnis.) red

Winfried Baechler

Zu 1: Mich freuen die häufigen Zeichen der Anerkennung und der Wertschätzung, die ich als Person und als Priester erhalte. Mich freuen die zahlreichen positiven und dankbaren Rückmeldungen von betroffenen Personen über mein Arbeiten und Wirken. Dies gilt für Gruppen- und Projekt-Arbeiten, für Kasualien bis hin zur Werktagmesse. Ich fühle mich zudem geschätzt und getragen von neun (!) lieben Geschwistern, von den engsten Mitarbeiterinnen und von einem großen engeren Freundeskreis, der fast durchwegs aus kritisch-kirchennahen Personen besteht. Die Freude, die aus diesen erwähnten Erfahrungen entsteht, produziere und erhalte ich mir nicht selber, sondern ich erhalte sie von anderen als Geschenk. Die regelmäßige, mindestens viertelstündige Gebets- und Betrachtungszeit am Morgen und – noch kürzer – am Nachmittagsbeginn genieße ich fast ausnahmslos als eine geschenkte spirituelle Pause.

Zu 2: Als Priester belastet mich sehr oft der Berg von Arbeit, der noch auf mich wartet, und das häufige Gefühl, als Generalist nur ein Dilettant zu sein. Dies gilt, obwohl wir im Seelsorge-Team mit Hilfe einer besseren Arbeitsplanung manche Belastungen verringert haben. Hinzu kommt allmählich der altersbedingte (?) Gedächtnisschwund und der abendliche Energiemangel. Mich belasten zudem öfters Schuldgefühle gegenüber bestimmten Personen in der Pfarrei, für die ich in der Einzelseelsorge zu wenig Zeit erübrige(n kann). Mich belasten die zu zahlreichen freundschaftlichen Beziehungen, deren berechtigten Ansprüchen ich am Ende nicht mehr zu genügen vermag. – Mit den Belastungen im persönlichen Leben gehe ich eher schlecht (und unreif) um. Sie gehen eher mit mir um, und manchmal meine ich, sie bringen mich um. Doch dem ist im Grunde nicht so, denn ich fühle mich in einem mühsam-heilsamen Prozeß und hoffe mit Vertrauen auf ein zufriedenstellenderes Gehen in die Zukunft. (In der Not gibt es auch genügend Trost.)

Zu 3: In unseren Landen haben wir m. E. keine greifbaren Pastoralkonzepte. Wenn es ein solches gibt, könnte man es in etwa „Pastoralkonzept der reflektierten Pragmatik“ nennen. Das ist dann hilfreich, wenn Reflexion in genügendem Maße auf einer größeren Ebene (etwa des Dekanates) geschieht. Hier geschieht manches – und wegen unserer Begrenztheiten auch immer zu wenig.

Zu 4: Der Beruf des Priesters ist grandios faszinierend und erfüllend, und ich kann ihn deshalb nur von Herzen vielen wünschen. Solange aber die Ehelosigkeit gefordert ist, erhoffe ich für jeden Interessierten, daß er affektiv und emotional so gefestigt ist, daß er sich diese Lebensform zutrauen kann. Als Diözesan-Priester wuchsen wir früher in der monastisch geprägten Seminar-Gemeinschaft als Quasi-Mönche heran. Was danach kam, war im Grunde (von der Lebensform her) ein Leben als Eremit – beziehungsweise als Single mit vielen Beziehungen und sozialen Bezügen. Beides erfordert (sehr) viel Reife und Gleichgewicht. Wer dieses immer neu suchend in etwa besitzt, wird glücklich. (Streckenweise bin ich glücklich – manchmal auch nicht . . .)

Markus Beranek

Natürlich sind es noch die ersten Eindrücke – als Neupriester bin ich seit September als Kaplan tätig und nach wie vor dabei, die neue Pfarre in ihrer Vielfalt kennenzulernen.

Gleich vorweg gesagt – meine Aufgabe macht mir irrsinnig viel Freude. Es ist schön zu beobachten, wie aus Gesichtern langsam Menschen werden, wie Kontakte entstehen, die mehr sind als nur oberflächliche Begegnungen, wie mit einigen immer mehr auch eine freundschaftliche Verbundenheit entsteht.

Wo es gelingt, eine Verbindung zwischen Gottesdienst und Leben herzustellen, wo unser Leben hineingenommen ist in die Geschichte Gottes mit den Menschen, dort wird die Feier des Gottesdienstes sehr bereichernd – ich denke an die Kindermessen, wo der ganze Altarraum voller Kinder ist, oder an die Jugendmessen mit den Versuchen, eine zeitgemäße und doch niveauvolle liturgische Sprache zu finden; aber auch an die Taufen und Begräbnisse, wo es mir ein Anliegen ist, den Menschen zu helfen, ihre momentane Situation vor Gott zu artikulieren und ihr Leben zu deuten.

Ich erlebe es als sehr wertvoll, im Pfarrhaus in Gemeinschaft zusammenzuleben – mit gemeinsamen Mahlzeiten, Feiern und Beten, wo aber trotzdem genug Freiraum bleibt. Wichtig ist mir auch die Möglichkeit, viele Dinge mit anderen planen und überlegen zu können und gemeinsame Perspektiven zu entwickeln – im Pfarrteam, mit den Hauptamtlichen und den ständigen Diakonen, mit den Verantwortlichen für Firmvorbereitung und Jugend etc.

Bisher blieb noch gut Zeit, auch den persönlichen Freun-

des- und Bekanntenkreis zu pflegen. Schlimm wird es, wenn alles nur noch verplant ist, die Begegnungen zu bloßen Programmpunkten verkommen und ohne Möglichkeit zu ausreichender Vorbereitung eine Sache in die andere übergeht.

In unserer Pfarre läuft vieles sehr selbständig, geleitet durch sehr kompetente MitarbeiterInnen; ein Konzept, das nicht von oben aufgesetzt, sondern auf breiter Basis entwickelt wurde und der sich wandelnden kirchlichen Situation ins Auge blickt, wäre wohl sehr hilfreich, um unser Tun effizienter zu gestalten und die vorhandenen Ressourcen ergiebiger zu nutzen.

Bisher erlebe ich meinen Beruf gerade auch in dieser stark im Wandel begriffenen gesellschaftlichen und kirchlichen Situation als sehr bereichernd – wer sich darauf einlassen möchte, dem kann ich nur sagen: es lohnt sich.

Erich Camenzind

Zu 1: Was mich freut: Das Vertrauen und das Wohlwollen der Menschen, denen ich Tag für Tag begegnen darf. Die Gottesdienste, die wir miteinander in der Freude an Gottes Schöpfung und der Frohbotschaft von der Auferstehung feiern und von denen wir jedesmal beglückt und gestärkt in den Alltag zurückkehren dürfen. Das positive Lebenszeugnis so vieler Männer, Frauen und Jugendlicher, die sich trotz der schwerwiegenden Probleme unserer Zeit ehrlich bemühen, Christ und Christin zu sein.

Zu 2: Was mich belastet? Global das immer stärkere Auseinanderdriften von Armen und Reichen, die zynische Rücksichtslosigkeit der Mächtigen an den politischen und vor allem auch wirtschaftlichen Schalthebeln. Innerkirchlich die zunehmende Polarisierung zwischen Traditionalismus und Progressismus, zwischen Basis („Wir sind Kirche“) und Hierarchie; ferner die lähmenden Querelen um selbstfabrizierte innerkirchliche Probleme auf Kosten des Engagements für den Menschen in seiner Existenznot.

Wie gehe ich mit diesen Belastungen um? Ehrlich gesagt: Ich tue mich selbst schwer damit. In meiner Spiritualität bin ich eindeutig geprägt vom Zweiten Vatikanum. Auch in der Verkündigung und im persönlichen Umgang mit Menschen versuche ich, von der Fixierung auf das Trennende wegzuführen und das Verbindende zu fördern.

Zu 3: Nach meiner früheren Erfahrung als Laie (immerhin während 65 Jahren) und meiner noch kurzen Seelsorgepraxis als Priester kann ich mir Seelsorge nur als ko-

operativ vorstellen: und zwar nicht bloß als fiktive, sondern als echte Kooperation auf allen Stufen, horizontal und vertikal. „Instruktionen“, woher immer sie kommen, haben nur einen Wert, wenn sie im Entstehen wie in der Verwirklichung von allen Beteiligten überzeugt mitgetragen werden.

Zu 4: Zunächst etwas Persönliches aus meiner Lebensgeschichte: Im Jahr 1953 habe ich, nach fünf Jahren Philosophie- und Theologiestudium, zwölf Monate vor der Diakonatsweihe, das Priesterseminar verlassen, weil mich Ehe und Familie mehr anzogen als ein zölibatäres Leben. Dieser Wechsel hat mir menschlich, religiös und beruflich so viel geschenkt, daß ich heute überzeugt bin: „Junge Menschen“ sollten erst Priester werden, wenn sie im Leben gestanden sind und sich als „viri probati“ bewährt haben. Es macht mich besorgt, heute festzustellen, wieviele junge Seminaristen zum „römischen Kragen“ und damit zu einem klerikalen Priesterbild zurückkehren, das in meinen Augen ein großes Hindernis darstellt für eine Seelsorge, die nach dem Vorbild Jesu vom Menschen in seiner Hilfsbedürftigkeit *und* Größe ausgeht.

Johann Gmeiner

Ich bin gern Priester und Seelsorger und habe schon sehr viel Schönes in meinem Beruf erleben dürfen. Um ein Beispiel zu nennen: Eben komme ich von einem Gespräch mit einem Elternpaar, dessen Kind verstorben ist, das ich im Vorjahr getauft habe. Wenn ich an das interessante und wesentliche Taufgespräch denke, an die aus einem echten Glauben getragene Tauffeier, an das gemütliche und lustige Taufmahl – und jetzt die Aufgabe, diesen jungen Menschen in ihrem Leid beizustehen: Ich bin froh, daß ich diese Dienste an meinen Mitmenschen ausüben darf.

Ungezählte Begegnungen in verschiedensten Situationen hat es schon gegeben: mit offenen Menschen, die auch mich bereichern haben; mit eher verschlossenen oder kritischen Menschen, die ich auch nicht missen will.

Ich denke an die tiefen Erfahrungen im Gebet bei meinen Aufhalten in Taizé und eben erst jetzt bei der Gemeinschaft der Seligpreisungen in Maria Langeegg. Auch zu Hause schenkt mir die Feier des Gottesdienstes Freude, manchmal sehr große, ebenso das persönliche Gebet in der frühen Morgenstunde in meiner Hauskapelle. Ganz besonders baut mich das Zeugnis von Mitchristen auf, sei es, daß ich ihren großen Idealismus bemerke oder an ihrer tiefen Innerlichkeit teilhaben kann. Ich denke an einige Mitglieder der Legion Mariens und eines Gebetskreises.

Nicht verschweigen möchte ich die Freude, mit der ich auf 12 Jahre zurückblicken kann, in welchen in unserer Pfarre ca. 80 Mill. S für Renovierungsarbeiten an 10 pfarrlichen Gebäuden und zuletzt für den Neubau einer Seelsorgestelle mit Kirche aufzubringen waren. Mit großer Dankbarkeit denke ich an die Menschen, die in großer Selbstlosigkeit ihre Arbeitskraft und/oder ihr Geld zur Verfügung gestellt haben. Ein Zusammenwachsen ist geschehen, ein Vertrauensverhältnis hat sich aufgebaut, gelungene Werke waren zu bewundern: Auch das schenkt Freude.

Die Freude möchte ich mir erhalten, indem ich mich noch mehr meinen Mitmenschen öffne und nicht nachlasse, mir Zeit für das Gebet zu nehmen. Das ist auch der Weg, um die Belastungen meines Lebens auszuhalten. Sie liegen in erster Linie in meinen persönlichen Schwächen. Meine regelmäßige Beichte ist das Forum, um darüber zu reden.

Zwei Belastungen, die von außen auf mich zukommen, möchte ich nennen: Die Anforderungen, die an mich als Pfarrer gestellt werden, sind groß und sprengen weit meine zeitlichen Möglichkeiten. Die notwendige Selbstbeschränkung habe ich noch nicht gelernt. Und mir ist klar, daß dies auch für die Fähigkeit zur Begegnung (zwischenmenschlich und mit Christus) sehr wichtig ist.

Die innerkirchlichen Bestrebungen, die hohen Ideale des Evangeliums zu verwässern und zu verbürgerlichen, machen mir zu schaffen. Ich denke an manche Inhalte des Kirchenvolksbegehrens und an das Bestreben mancher Verkünder der christlichen Ideale, möglichst gut von der Kirche zu leben.

Kooperative Seelsorge ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Wie soll es auch in einer so großen Pfarre anders gehen? Entscheidend ist, ob die, die in einer Pfarre zusammenarbeiten, an einem Strang ziehen, aus einer Quelle leben und dieses Leben aus einer Quelle auch gemeinsam praktizieren.

Ich kann einem jungen Menschen empfehlen, Priester zu werden, wenn er um die Tragweite dieses Vorhabens weiß, die Entscheidung frei geschieht und dieser Mensch willens ist, ein tiefes, religiöses Leben zu führen – mit viel Zeit für das tägliche Gebet, mit regelmäßigen Exerzitien, mit der Bereitschaft zur regelmäßigen Beichte – um nur einige Punkte zu nennen.

Franz Guggenberger

Zu 1: Verwundert's, wenn einer, der im 67sten Lebensjahr steht und dem die Freude am Leben und Wirken als Priester immer noch nicht abhanden gekommen ist, dazu

neigt, darin ein Wunder zu vermuten (Alterssentimentalität? oder einfach „Gnade“?).

Der Grund der Freude ist immer noch der des Anfangs: Freude am Geschenk des Lebens, der Schöpfung, Freude an den Menschen, an Gott.

Das waren die Motive der Berufsentscheidung; kein konkretes Priesterbild: weder ein fesselndes Vorbild – natürlich gab's Vorbilder – noch ein von Dogmatik, Kirchenrecht oder der gängigen Spiritualität vorgestelltes Priestermodell.

Nicht unerwähnt sei, daß das Wort und der Ausdruck „Priester“ häufig gefühlsmäßigen Widerstand geweckt hat, weil ich mich mit den traditionellen Vorstellungen nicht identifizieren konnte. Ich verstand mich z. B. nie als „Opferpriester“, fühlte mich stets unwohl, wenn ich auf eine andere Ebene gehoben wurde. Deshalb legte ich auch früh Kollar und Schwarzrock ab.

Zu 2: Was erhält mir die Freude? Wie schon angedeutet, nach wie vor die Gottesbeziehung, die Menschen, z. B. ein Freundeskreis, die Schöpfung und die Kunst. Und: Es ist einfach schön, in Zeiten solch rasanter kirchlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen leben und wirken zu dürfen; trotz der Fragen und Sorgen, die die Situation der Kirche – und noch mehr der Welt – stellt bzw. auf die Schultern läßt. Klarerweise belasten immer wieder Krisen und in der letzten Zeit die Erfahrung des Kräftechwundes, Nachlassen des Gedächtnisses, vermehrte Müdigkeit . . . Was mich nicht nur traurig, sondern auch zornig macht, ist die Dialogfeindlichkeit etlicher kirchlicher Feudalherren, die bisweilen beschämende Qualität des Dialoges, verbunden mit larmoyanten, selbstbemitleidenden Bekenntnissen, man „höre eh alle an“ und „die Türen stünden ja immer offen“. Die Versuchung zum Zynismus befällt mich, wenn ich meine Ohnmacht gegenüber unverständlichen Machtakten in der kirchlichen Personalpolitik, Denunziantentum, Maßregelungen von Theologen ohne vorausgehenden Dialog, verletzenden Instruktionen (z. B. der Instruktion, die das Verhältnis Laien – Priester regeln bzw. zementieren will) und anderen autoritären Äußerungen spüre.

Zu 3: In meiner Stellung und Rolle als Priester hätte ich nicht überlebt, wenn ich nicht schon in meinen pastoralen Gehversuchen kooperativen Seelsorgestil, freilich anfänglich bloß ansatzweise und unbeholfen, gepflegt hätte. Heute ist gelungene und gelingende Kooperation sowohl in der Pfarre als auch in den Gliederungen und Referaten der Katholischen Aktion eine Hauptquelle der Hoffnung. Ein Überleben der Gemeinde, ja, glaubwürdiges Gemein-

deleben ohne kooperatives Miteinander ist undenkbar. Im gemeinschaftlichen Miteinander werden auch die Charismen klarer sichtbar und fruchtbar. Die Knospen, Blüten und Früchte solcher Pastoral sprechen für sich und stärken die Hoffnung und sind ein Zeichen des Geisteswirkens.

Zu 4: Ob ich „guten Gewissens“ heute jungen Menschen empfehlen könnte, Priester zu werden, hängt von einigen Voraussetzungen ab: Zunächst ist als unerläßliches, tragfähiges Fundament für diese Entscheidung die Freude an Gott, eine freimachende Christusbeziehung, Kontaktfähigkeit und Freude am Miteinander und eine weitgehende Unabhängigkeit von Einflußnahme Außenstehender nötig.

Weiters würde ich mich – bei allem Respekt vor jungem Idealismus, der ein wertvolles Schwungrad ist – des Realitätssinnes des Aspiranten versichern.

Was den Zölibat betrifft, halte ich ihn nicht für lebbar, wenn er mit Sentenzen wie „die Sache Jesu sei es wert“ oder „größere Freiheit für das Reich Gottes, die Kirche, die Gemeinde“ oder „Zeichen“, daß es noch etwas „Anderes“ gibt und ähnlichem motiviert wird. Denn damit kann das Vermissen des geschlechtlichen Gegenüber nicht sinnvoll bewältigt werden. Zudem bedeuten derartig versachlichende, rationalisierende Abstützungsversuche des Zölibats eine Abwertung des personalen Gegenüber, des Du, des Andern und auch der eigenen Person. Eine solche Beziehung nicht zu leben scheint mir nur sinnvoll möglich – soll das Leben nicht verkrampfen, verkümmern oder depressiv werden –, wenn eine tragfähige, befreiende und frohmachende Gottesbeziehung gegeben ist. Es wird immer noch eine Leere erlebt werden, die keine auch noch so qualitätsvolle Arbeit oder Hobbies ausgleichen können. Es wird stets die Herausforderung, sich Gott zu lassen, „den je Größeren“ zu suchen und zu bedanken, daß man Geschlecht ist und es das Gegenüber, das Du gibt, bestehen bleiben.

In einem klärenden Gespräch würde ich auch den Umgang mit Besitz und Geld und die Frage des Gehorsams ansprechen. Daß es sich nicht um Kadavergehorsam handeln kann, dürfte keine Frage sein.

Im 41. Priesterjahr stehend frage ich mich öfter als die Jahre zuvor, was das Wesentliche sei, das mir am stärksten am Herzen liege. Die Antworten konzentrieren sich zusehends auf eine: das Gottesbild Jesu, das nicht mehr schillert, keine Zweideutigkeit – wovon in weiten Passagen beide Testamente nicht frei sind – mehr kennt: Die Botschaft der bedingungslosen dreifaltigen Liebe und

ihre Inkarnation. Daraus und dafür leben und wirken zu können, wünsche ich mir mit allen, mit denen ich auf dem Weg sein darf.

Max Hofer

Zu 1: Immer wieder versuchen, das, was Jesus vorgelebt hat, mit Christinnen und Christen „nachzuleben“ und vielen dazu Mut zu machen: In diesem Sinn erlebte Gemeinschaft beim Beten, Arbeiten und in Freizeit freut mich täglich.

Zu 2: Der Leitungsstil in unserer Kirche, sehr oft der römische, d. h. zu wenig Ernstnehmen der Bischöfe und pastoralen Situation, zu wenig Transparenz, wie und weshalb es zu entsprechenden Aussagen und Entscheidungen kommt. (Warum wird den Sprachgebieten und Bischöfen nicht mehr „Spielraum“ zugestanden, damit verantwortungsvoll das, was Menschen bewegt, aufgenommen werden kann? Warum werden selten oder nie Fehler zugegeben, was zur Glaubwürdigkeit beitragen könnte?)

Zu 3: Nur für eine begrenzte Übergangszeit. Wenn Ordo (Priesterweihe) und damit Erfahren sakramentaler Feiern nicht ersetzt oder verloren gehen sollen (z. B. durch Wortgottesdienste mit Kommunionsspendung, außerordentliche Taufvollmacht), muß rasch offener und intensiver über neue Zugangswege zum Ordo nachgedacht und müssen solche angegangen werden. Pastorkonzepte sind immer mehr von lebendigen Gemeinden her zu schaffen.

Zu 4: Ja, wenn sie bereit sind, sich immer mehr auf Christus einzulassen und mit Menschen in einem „epochalen“ Wandel sich auf den Weg ins „Reich Gottes“ zu machen.

Franz Mersch

Längst im Pensionsalter angelangt versucht man des öfteren, eine Art *Summa* des Lebens zu ziehen. Ganz funktioniert das nicht. Aber vermutlich kann ich mein Pfarnerleben am ehesten zusammenfassen in dem Vers „Die Freude an Gott . . .“; und natürlich auch in der Erfahrung jener Freude, bei den Menschen, unter ihnen und für sie da zu sein.

Für mich ist seit den Kriegstagen ein bestimmendes Element des Christseins die Geborgenheit. Ein Optimum priesterlicher Geborgenheit ist und war mir das Leben und Wirken als Pfarrer.

Daß Menschen mich suchen und brauchen (können), daß sogar Gott – richtig verstanden – mich „brauchen“ kann,

verstärkt und bestätigt die Freude immer wieder, so daß etliche Erfahrungen von Überbelastung und Verzicht sie nicht verdrängen konnten. – Dazu kommt eine starke Bindung an meine Familie, der ich bis heute sehr viel verdanke. Aber auch in diesen Tagen so großer sozialer und gesellschaftlicher Unsicherheiten und Umwälzungen eine immerhin deutliche Absicherung und Versorgung innerhalb der Diözese. (Das Leben als Priesterspensionist – ohne Pfarre und Gemeinschaft – scheint mir aus heutiger Sicht vorläufig in einigen Bereichen unsicher, zumindest nicht recht vorstellbar).

Schwierigkeiten, Erfolglosigkeit, Ärger . . . Ich habe mir angewöhnt, das alles nach Möglichkeit mit den entsprechenden Erlebnissen vieler unserer Mitarbeiter in Ehe, Familie, Firma und Beruf zu vergleichen: Da relativiert sich vieles! (Manchmal denke ich sogar: Sollte sich herausstellen, daß in Zeiten wie diesen etwa ein Zölibatärer ein weitaus ruhigeres und sorgenloseres Leben hätte als z. B. ein Familienvater oder eine geschiedene Frau, ob dann die Kirche ihren Diözesanpriestern die Ehe und Familie nicht nur erlauben, sondern sogar nahelegen würde/sollte/müßte?!)

Es soll nicht verschwiegen werden, daß in den vielen Mißliebigkeiten das herz hafte Schimpfen und „Raunzen“ eine mir vertraute Hilfe darstellen. Ich versuche aber auch gerne, ein wenig vor auszudenken, Änderungen anzuregen und dem Mißmut entgegenzuarbeiten. Ich bin überzeugt, wir haben eine zwar sehr schwierige, aber doch wohl spannende Zeit in der Kirchengemeinschaft vor uns; vielleicht sogar eine Art neuer „Gründerzeit“. Und ich freue mich für alle und mit allen, die in ihrer Unzufriedenheit sich Gedanken machen, wie wir wohl Kommendes vorausdenken und gestalten können!

Natürlich habe ich Sorgen für die Zukunft unserer Pfarren, aber ich kann jeden Interessierten und Fragenden, der überlegt, ob er Priester werden soll, in seinem Vorhaben nur bestärken: Crede experto!

Reto Müller

Unsere Kirche hat ebenso sehr City-Funktion, wie sie der Ortsgemeinde dient. Sie ist Servicekirche mit vielen liturgischen Angeboten. In Hotels werden Touristen zu uns gewiesen, so daß wir auch von daher eine gewisse Verpflichtung zu sorgfältiger Gestaltung haben. Wir dürften wohl die letzte Kirche der Stadt sein, die sonntags priesterlose Gottesdienste feiern wird und einen Laien als Gemeindeleiter bekommt.

Fast das ganze Seelsorgeteam lebt gemeinsam im Pfarrhaus, und davon lebe auch ich persönlich. Die Geselligkeit am Tisch und die drei täglichen Zeiten des Gebets bewahren mich vielleicht vor Eigensinnigkeit und Einsamkeit. Zwei Dinge dünken mich lebensnotwendig: die Fähigkeit, in Gemeinschaft zu leben, und die Fähigkeit, allein zu sein. Ich habe längere Zeit in einem Eremitenkloster gelebt und andererseits in sehr fordernder Gemeinschaft schon als Student und später als Internatsleiter. So denke ich, daß ein Priester zwei ergänzende, auf den ersten Blick widersprechende Eigenschaften entwickeln muß: aus sich allein leben, in sich Bestätigung finden, nicht in Beziehungen, unabhängig sein von Menschen und Orten, Aufgaben und Ämtern – und trotzdem angewiesen sein auf Ergänzung durch andere, nicht alles selber tun wollen (weil man es ja echt nicht kann), also mehr als gemeinschaftsfähig: gemeinschaftswillig und gemeinschaftsbezogen sein.

Hätte ich Menschen für den kirchlichen Dienst zu begleiten, würde ich sie zwei längere extreme Perioden leben lassen: die der Einsamkeit und Zurückgezogenheit, des Gebets, der Wüste, eine Art Noviziat, wie die kontemplativen Gemeinschaften es noch pflegen – und eine Phase intensiven, fordernden Zusammenlebens nicht nur mit gleichartigen und gleichgesinnten Kandidaten, sondern mit unterschiedlichsten Menschen, wie dies später in der Realität der Arbeit ja auch auf einen zukommt. Beides, um sowohl die Ernüchterung wie auch die Bereicherung von Einsamkeit und Gemeinschaft erlitten und gefeiert zu haben und etwas realistischer in die Arbeit und den Alltag einzutreten.

Es gibt jeden Tag eine halbe Stunde, wo wir uns als Seelsorgeteam in beiden Erfahrungen begegnen. Wir halten über Mittag eine Schweigemeditation in der Krypta, zugänglich für alle. Jedes für sich und doch gleichzeitig und miteinander setzen wir uns dem Alleinsein vor Gott aus. Weil diese Erfahrung gemeinsam ist, wächst daraus Solidarität. Und es wird deutlich, daß wir sie nicht machen, sondern empfangen. Sie hilft, Belastungen zu ertragen, und erhält die Freude am Beruf und an der Berufung.

N. N.

Als schwuler Priester gehöre ich einer besonderen Tabugruppe an, die durch ihr sich „Verstecken“ in einer sehr angstbesetzten und bedrängenden Situation lebt. Ich sehe meinen Beitrag als Sensibilisierung für diese leid-

volle Situation nicht weniger Priester und als Bestärkung dieser meiner Kollegen in ihrem Prozeß der Selbstannahme und zu mehr Selbstbewußtsein. Dazu will ich kurz meinen eigenen Weg schildern.

Daß meine Gefühle dem eigenen Geschlecht gelten, war immer eindeutig. Da Sexualität in unserer Familie ein Tabu war, war ich allein in meinem Empfinden und in meinen Nöten. Ich erlebte mich lange auch sehr allein als gleichgeschlechtlich empfindend und durch die Äußerungen der Umwelt über diese Menschen zum letzten Abschaum gehörend. So mußte ich alle Kraft aufwenden, um meine wahren Gefühle zu verbergen. Meine Not machte mich auch tiefsinnig und suchend.

Als Jugendlicher durfte ich bei einem großen Pfingsttreffen eine tiefe Erfahrung der Gottesnähe mit anhaltender Betroffenheit machen. Dadurch fand ich Zugang zum Evangelium, der mir eine Perspektive eröffnete, mein Leben sinnvoll zu leben. Bald reifte der Entschluß, Priester zu werden . . . Meine Sexualität war in der Ausbildungszeit kein besonderes Thema. Als meine ganze Lebenskraft und die Sehnsucht nach Nähe und Liebe voll erwachten, war ich schon Priester. Starke Ängste meldeten sich. Es war vor allem die Angst, als schwuler Priester nicht bestehen zu können. Der Panzer um meine Gefühle wurde immer fester, so daß ich mich selber nicht mehr spürte in meinem wirklichen Ergehen. Ich flüchtete mich sehr in die Arbeit, setzte mich selber unter Druck, ein besonders guter Priester sein zu müssen. Psychosomatische Beschwerden traten auf. Meine Not führte mich auf meinen Weg nach innen, auf den spirituellen Weg, der mich aufbrach, mir meine lähmenden Ängste erst bewußt machte und wie die Verdrängung und Unterdrückung mich von mir entfremdete.

„Ich bin von Gott bedingungslos angenommen, von ihm geliebt; ich darf der sein, der ich bin und so wie ich bin!“ Das wurde immer stärker meine befreiende Erfahrung meines Glaubens. Daß ich die Schritte wagte zur Arbeitsgruppe „Homosexualität und Glaube“ und mich in meiner Priesterrunde und mir ganz wichtigen Freunden zu öffnen, war auch ganz wesentlich zur Selbstakzeptanz.

Mein eigener schmerzvoller Weg wirkt sich nun fruchtbar aus auf meine seelsorgliche Tätigkeit. Die Erfahrung der eigenen tiefen Not und zu wissen, selber einer diskriminierten Gruppe der Gesellschaft anzugehören, sensibilisierte mich für die inneren Nöte der Menschen und für das Leid durch die Diskriminierung. Weil mein eigener Glaubensweg mir immer mehr den befreienden Gott der

Bibel erschloß, gilt mein ganzes Engagement, der menschenfreundlichen und lebensbejahenden Botschaft Jesu zum Durchbruch zu verhelfen. Das Echo bei den Menschen in der Pfarre ist entsprechend und führt auch zur Bereitschaft, sich auf den eigenen inneren und einen gemeinsamen Prozeß als Pfarrgemeinde einzulassen. Das bestärkt mich selber in meinem Priestersein. Ich fühle mich auch nicht mehr minder als schwuler Priester und weiß nun auch um meine besonderen Befähigungen bedingt durch meine Veranlagung . . . Auch wenn ich mir noch nicht vorstellen kann, daß die Pfarre von mir weiß, erlebe ich mein Priestersein, seit ich mich annehmen kann, noch erfüllender und bereichernder.

Guisep Quinter

In jedem Beruf kommt man nicht an der Frage nach der Grundbefindlichkeit und dem Selbstverständnis vorbei. Maßgebend für die Beantwortung dieser Frage ist für mich das jeweilige Umfeld mit dem Bewußtsein des Betroffenen selbst in seiner momentanen Lebenssituation und Stellung. Das auf den Priesterberuf angewandt, läßt die ganze Spannbreite der Fragen und Probleme erahnen, die mit dem Leben und der Entwicklung so vieler und verschiedener Priesterpersönlichkeiten gegeben sind. Dazu kommt noch die Entwicklung der Kirche, ihr Erscheinungsbild und nicht zuletzt ihre Wirkungsweise. Diese Gegebenheiten sind wichtige Voraussetzungen, um darüber klar zu werden, wie es mir überhaupt als Priester geht.

In meinem Leben und Arbeiten als Priester während 33 Jahren habe ich erfahren und gelernt, daß Glück und Freude nicht dadurch sich einstellen, daß ich darauf aus bin, nur für mich selber glücklich und zufrieden zu sein, sondern dadurch, daß ich mich dafür einsetze, ins Leben meiner Mitmenschen etwas mehr Licht, Hoffnung und Vertrauen hineinzutragen. Die Freude erleben zu dürfen, daß Menschen dadurch buchstäblich aufblühen, sich bejahen und ernstgenommen wissen, läßt mich nicht vergessen, daß Priestersein primär nicht auf das eigene Glück und Heil ausgerichtet bleibt. Es ist wesentlich Dienst für die andern.

„Wir wollen ja nicht Herren über euren Glauben sein, sondern wir sind Helfer zur eurer Freude“ (2 Kor 1, 24): Es freut und bestärkt mich in meiner Aufgabe als Priester, wenn ich Menschen begegne und ansprechen darf, die meinen Einsatz als Dienst verstehen. In diesem Dienst bin ich immer wieder in der Überzeugung be-

stärkt worden, daß wir Priester dringender denn je Frauen und Männer brauchen, die sich durch ein im Evangelium verankertes Lebensengagement mit ihren Mitmenschen solidarisieren nach dem Beispiel Jesu.

Diese Erfahrung als Lernprozeß hat sich für mich als richtig erwiesen im Ernstnehmen des Kirchenbildes des 2. Vatikanischen Konzils als Volk Gottes auf dem Weg. Als Glaubensgemeinschaft, in der es nicht einfach „oben“ und „unten“ gibt, wohl aber verschiedene Dienste, auch den der Leitung und Führung, der andere zu Mitverantwortlichen befähigt. Dieses Bewußtsein von Kirche läßt auch schwierige Zeiten und Situationen bestehen, in denen manche meiner Mitbrüder und ich die Auseinandersetzungen selbst mit Vorgesetzten im Bischofsamt nicht zur Zerreißprobe werden lassen.

Trotz der Freude und vielfacher Erfüllung im priesterlichen Dienst, erfuhre und erfahre ich manches, was mich belastet und mir hart zusetzt. Denn, was ist aus dem konziliaren Aufbruch der sechziger Jahre geworden? Für nicht wenige Katholiken ist die Geschichte der Kirche nach dem 2. Vatikanum eine Geschichte des zunehmenden Zerfalls . . . Aus ihrer Sicht kann der Weg aus der heutigen Krise nur darin bestehen, in die sogenannte gute, alte Zeit vor dem Konzil zurückzukehren. Das Recht und die Bedeutung der Ortskirche werden immer weiter beschnitten. Einheit in der Kirche und Verständnis von Ökumene verstehen sich als Geschlossenheit und Einheitlichkeit.

Der Weg aus der Krise, die so belastend und energieraubend wirkt, heißt Erneuerung und Verlebendigung des Konzils und seines Geistes der Hoffnung und des Aufbruchs. Die Vielfalt und Verschiedenheit der Dienste im Sein und Wirken einer Kirche als Volk Gottes muß ihr neuen Schwung und Auftrieb geben. Kooperative Seelsorge darf kein Modewort und Schreckgespenst für die Gegner einer konziliaren Kirche sein. Vielmehr ist sie für alle ein Gebot der Stunde und eine nicht zu unterschätzende Chance zur Verlebendigung der Kirche. Die Laien dürfen nicht wieder bloß zum verlängerten Arm der Priester degradiert werden, sondern müssen jene Stellung und Bedeutung zurückerhalten, die sie in der Kirche durch das allgemeine Priestertum der Getauften beanspruchen dürfen. Pfarrgemeinden als Lebenszellen einer Ortskirche bringen so die Kirche als Leib Christi zu neuem Leben. Die heutige, oft erschreckende Beziehungslosigkeit, ja Entfremdung so vieler Menschen der Kirche gegenüber, besonders der jungen Generation, würde so leichter überwunden. Eine solche Kirche ist uns als Auf-

trag gegeben, den wir in kleinen aber stetigen Schritten zu verwirklichen haben.

Von da her ist es für mich keine Frage, ob man auch heute noch jungen Menschen empfehlen kann, Priester zu werden: nicht nach der Vorstellung eines eigenen Standes, der sich scharf gegen die „gewöhnlichen“ Gläubigen abgrenzt, sondern als einsatzbereite Diener des Volkes Gottes mit einem ihnen allein zugedachten Auftrag zum Wohl und Heil ihrer Glaubensbrüder und -schwestern.

Michael Schefcik

Paul dem Sechsten sei Dank.

1942 geboren, 1967 zum Priester geweiht, 1975 „laisiert“ und seit 1982 verheiratet (und dem Ruhestand als *Religionslehrer* – deshalb der Dank – näher denn je).

Beide Entscheidungen – die für Priestertum und die für Ehe – waren für mich lebensgeschichtlich richtig. Mit der „Laisierung“ ist mir zwar von den kirchenrechtlichen Normen her ein nicht unwesentlicher Teil der Sorge um den Menschen versagt, der Gesamtduktus des seinerzeitigen Ziels blieb aber in der „Weiterverwendung“ relevant. Daß diesen Gesamtduktus nun schon über eineinhalb Jahrzehnte meine Frau in ehelicher Treue mitträgt, zählt zu den beglückenden Erfahrungen meines Lebens. Freilich kann ich jener Zölibatsbegründung, die da meint, daß der Priester gerade durch diesen ganz für die Kirche da sein könne, nichts mehr abgewinnen. Und wenn mein Ältester sich nun um die Renovierung des pfarrlichen Jugendraumes kümmert, wird das, was ich selbst vor Jahren gemacht habe, auch nicht so falsch gewesen sein.

Aber: Wenn ich heute mit meinen Schülern rede, merke ich immer mehr, wie weit entfernt von kirchlichem Leben sich das ihre abspielt. Kein Wunder, muß ich doch Christian Friesl recht geben, wenn er meint, daß die Kirche bereits zwei Generationen Jugendlicher verloren habe (Kürzestinterpretation: „Wo kein Jugendkaplan, auch keine Jugend“).

Die Faktizität der gegenwärtigen „Pastoralkonzepte“ wird dieses Manko auch nicht wettmachen können, pervertieren sie doch den Priester zum herumreisenden „Sakramentsautomaten“ und nehmen die unter den „Laien“ theologen und auch in den Gemeinden gegebenen Berufungen nicht ernst. „Do-it-yourself“-Gemeinden machen wohl die Verantwortung aller für die Kirche greifbar, wesentliche Dimensionen, z. B. in der Vollgestalt des Gottesdienstes, sind ihnen aber vorenthalten.

Unter den nach wie vor gegebenen Bedingungen kann ich

einem jungen Menschen kaum empfehlen, Priester zu werden, wenn er nicht zuvor, wie weiland Paulus, das Zeltmachen gelernt hat: Zum heutigen Zeltmachen zählt sicher hohe soziale, pädagogische und auch psychologische Kompetenz. Und die Kirchenleitung müßte sicherstellen, daß ein Priester bei Änderung seiner Lebensverhältnisse nicht – wie derzeit – ins Nichts fällt. Zu dieser Frage ist aber längst alles gesagt und geschrieben, zuletzt von Reinhold Stecher. Mein Schlußdank gelte ihm für seine beiden Briefe (dokumentiert z. B. in: Tiroler Tageszeitung vom 24./25. Jänner 1998).

Pierre Stutz

Wann wird gehört, was der Geist den Gemeinden sagt? Priesterliches Dasein sehe ich immer mehr als Auftrag, Räume zu öffnen, ohne sie selber füllen zu wollen. Mein Priestersein ist geprägt vom Mitsein in der Jugendseelsorge und in der Erwachsenenbildung. Seit 1992 habe ich mit der Ordensgemeinschaft der Frères des Ecoles Chrétiennes (Christliche Schulbrüder) ein „offenes Klosterprojekt“ entwickelt, wo ich Menschen spirituell begleite. Zu meinem pastoralen Auftrag gehört auch das Schreiben von Büchern zu einer gemeindebildenden Liturgie und einer existentiellen Theologie. Die spirituelle Suche, die ich bei vielen kirchenfernen Menschen wahrnehme, freut mich sehr und schenkt mir Lebenssinn. Dabei erfahre ich zutiefst, wie jung und alt die Sehnsucht verbindet, vor aller Leistung von Gott anerkannt zu sein. Dieselbe Suche entdecke ich auch im Begleiten von SeelsorgerInnen. Denn die spirituelle Dimension kann im Berufsalltag viel zu wenig zur Entfaltung kommen. Zu sehr meinen wir angesichts des unspektakulären Verdunstens des Christentums in unseren Liturgien und Veranstaltungen, daß wir unsere Räume vor allem mit Worten füllen müssen. Eine Spiritualität der Leere tut uns not! Priesterliches Dasein erahne ich immer mehr als Eröffnen von Räumen der Stille, der Heilung, der Solidarität im Aushalten der Leere. Dieser Weg beginnt bei mir selbst, indem ich mich begleiten lasse und zu allererst Mensch werde und nicht Amtsträger. Zölibatäres Leben ist für mich nur in Gemeinschaft möglich. Der Wert der Ehelosigkeit wird bleiben, auch wenn endlich verheiratete Männer und Frauen PriesterIn werden können. Junge Menschen ermutige ich zu diesem Weg der Selbstwerdung und der inneren Freiheit, der neue Formen priesterlichen Zusammenseins einfordert. Ein Weg, der eigenes Verwundetsein wahrnimmt und all-

täglich heilen läßt. Denn nur so kann der heilende Auftrag Jesu mehr Raum erhalten, auch im Mut, *nein* zu sagen zu einer verwalteten Seelsorge.

Heinz-Georg Surmund

Zu 1: Freude macht, mitten in den Schwächeanfällen der Entkirchlichung aufgesucht zu werden – gelegentlich, immer noch –, durch „das aufstrahlende Licht aus der Höhe“ (Lk 1, 78), durch den Wärmestrom der jüdisch-christlichen Tradition. Wenn das Frühlingserwachen, das von dort herüberweht, hiesiges Begegnen, Sprechen, miteinander-Leben trifft, kann augenblickhaft hier, in eigener Geschichte gelten: „Jetzt ist sie da, die Zeit der Gnade; jetzt ist er da, der Tag der Rettung“ (2 Kor 6, 2). Es ist erfreulich, vor einem solchen Horizont und daraufhin Gemeinschaft und Gemeinde mit aufzubauen, besonders in der Verkündigung.

Freude macht der weltliche Aspekt der Spiritualität des Weltpriesters: Weltliches in Kontakt zu bringen mit biblischen Grundmotiven und umgekehrt; Weltliches loszulassen auf die Verslossenheit innerkirchlicher Selbstbezogenheit; in grenzüberschreitenden Bewegungen eine mittlere, vermittelnde Position einnehmen zu dürfen: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte“ (J. W. Goethe) – Weltkind auch im Sinne des Bezogenseins auf die Welt, die kommt, auf das Leben der zukünftigen Welt.

Natürlich weiß ich, daß ich mich aktiv bemühen muß um das, was mir Freude macht. Vor allem aber wird mir die Freude erhalten: durch Stille und Meditation; durch meinen Freund, andere Freundinnen und Freunde, durch familiäre Verbundenheit; durch körperliche Bewegung (Wandern, Radfahren); durch Stimme, Poesie, Klang, Musik, Theater, Film, Tanz; durch Betätigung in meinem kleinen Haushalt (Kochen, Waschen, Putzen).

Zu 2: Belastend ist das Festgelegtsein auf punktuellen Kirchenservice – losgelöst von Lebenszusammenhängen, Lernprozessen, gläubiger Weggenossenschaft. Belastend sind auch die unterschiedlichen und gegensätzlichen Erwartungsprofile, die gerade gegenüber dem Priester bestehen.

Zu 3: Sehr positiv erfahre ich die Zusammenarbeit in einem Pastoral-Team, dem außer mir zwei Frauen angehören. Eindrucksvoll finde ich Ausmaß und Qualität der ehrenamtlichen Mitarbeit.

Zu 4: Mit jungen Männern, denen ich abraten müßte, Priester zu werden, habe ich keinen Kontakt. Jungen

Frauen, die sich die Priesterweihe wünschen, von denen ich aus unserer Zusammenarbeit weiß, daß sie geeignet wären, werden nicht zugelassen.

Die Art, wie ich meinen Beruf verstehe und ausübe, hat meines Wissens niemand veranlaßt, sich ebenfalls auf diesen Weg zu begeben. Ich finde das gut so – dies ist Ausdruck der Übergangphase, in der wir uns befinden: heraus aus der Sackgasse, als die sich, zumindest in unseren Breiten, die verpflichtende Koppelung von Priesterweihe und Zölibat erweist; hin zu einer neuen, breiter aufgefächerten Palette von Ämtern und Diensten.

Ich kenne eine Reihe von Beispielen und schätze sie, an denen sich zeigt: Partnerschaften von Priestern können gelingen, schon jetzt, trotz unzureichender, erschwerender Rahmenbedingungen. Diese Erfahrungen einer tiefen und einzigartigen Verbundenheit mit einem anderen Menschen wirken sich auch auf Berufsverständnis und Berufsausübung dieser Priester positiv aus.

Paul Zürcher

Zu 1: Es ist Montagmorgen. Das Telefon klingelt. Eine mir unbekannte Frau ist am Apparat. „Könnten Sie im Herbst dieses Jahres aus Anlaß der Goldenen Hochzeit meiner Eltern einen Festgottesdienst im Familien- und Verwandtenkreis feiern?“ Ich bejahe und trage das Datum in meiner Agenda ein.

Auf einer Ferienreise lerne ich ein aufgestelltes, humorvolles Ehepaar kennen. Wir verstehen einander sehr gut, verbringen gemütliche Stunden und verabschieden uns, etwas wehmütig, nach einer erlebnisreichen Wanderwoche. Auf der Heimfahrt fragt mich, für mich völlig unerwartet das Ehepaar: Können wir dich einmal besuchen? Wir beide möchten nämlich nach langem wieder einmal bei einem Priester beichten. Eines Tages kommen sie und ihr Wunsch geht in Erfüllung . . .

Ich stehe am Krankenbett einer Frau im Spital. Sie ist mir unbekannt. Ich komme mit ihr ins Gespräch, weil ihre Mitpatientin im gleichen Zimmer, die ich eigentlich besuchen wollte, am Telefon besetzt ist. Die vor mir im Bett liegende Frau entwickelt in der Folge einen derartigen Redefluß, daß ich zu keinem eigenen Wort mehr komme. Ich höre, höre und höre ihr nur noch zu. Nach etlichen, für mich recht langen Minuten, beendet sie ihr Reden und dankt mir beim Abschied. Wofür, frage ich sie? „Daß Sie mir so lange mit großer Geduld zugehört haben, das kommt nämlich heutzutage sehr selten vor . . .“

Drei Beispiele für Freuden und „Aufsteller“ in meinem

Leben als Priester und Seelsorger. Ich bin in Pension, abgekürzt i. R., was heißen kann: in Rufweite, in Reserve, in Reichweite, hie und da auch in Rotation. Ich darf auf eine über 40jährige seelsorgerliche Tätigkeit zurückblicken. Was mich als Priester und Seelsorger am meisten gefreut und erfüllt hat? Es ist letztlich das Da-Sein-Dürfen für die Menschen, besonders für jene in Leid und innerer Not, und ihnen Gottes Liebe und Hilfe anbieten zu können.

Zu 2: Früher, als ich noch in der Pfarreiarbeit stand, waren es oft die administrativen Aufgaben, die ich persönlich erledigen mußte. Ich fand deshalb viel zu wenig Zeit für die eigentlichen seelsorgerlichen Dienste. Mit zunehmendem Alter verspürte ich vermehrt die Mühe, einen der heutigen Jugend angepaßten Religionsunterricht zu erteilen. Überdies empfand ich mit den Jahren eine stets größer werdende Frustration bei den zahlreichen Sitzungen, die sich bei der immer komplexer und vielschichtiger werdenden Pfarreführung aufdrängten, die ich jedoch nicht selten als Leerläufe erlebte. Der Priester sollte alles können, ein Allround-Man sein. In meiner jetzigen Situation macht mir besonders die Tatsache Mühe, daß die Kirche und der priesterliche Dienst vielfach nicht mehr gefragt, ja oft als unglaublich und weltfremd betrachtet werden und viele der Institution Kirche den Rücken kehren und sich anderen, meist pseudoreligiösen Weltanschauungen zuwenden.

Zu 3: Was die kooperative Seelsorge betrifft: In der Nachbarpfarrei fehlt z. Zt. der Pfarrer. Man ist auf der Suche nach einem Nachfolger. Noch ist nicht klar, ob es ein geweihter Priester oder ein Laie als Gemeindeleiter sein wird. Wir sind nun genötigt, unsere Pastoral- und Gottesdienstkonzepte nicht mehr nur lokal, sondern regional zu planen. Dieser Umstand hat einen erhöhten Arbeitseinsatz meinerseits zur Folge, hat aber auch den Vorteil, daß die Pfarreien vermehrt für ihre Nachbargemeinden Verantwortung übernehmen müssen und Laien noch stärker in die pfarreiliche Seelsorgsarbeit integriert werden.

Zu 4: Ich kann einem jungen Menschen empfehlen, Priester zu werden, wenn die nötigen Voraussetzungen vorhanden sind, nämlich: leib-seelisch-geistige Gesundheit, Belastbarkeit, Teamfähigkeit, pastorale Klugheit, Freude am Dienst vor Gott und für die Menschen da zu sein und nicht zuletzt ein tiefes, verinnerlichtes Glaubensleben. Wichtig scheint mir, was für ein Bild der junge Mensch vom Priester besitzt und in seiner Jugendzeit in sich aufgenommen hat. Ein Seminarist, der vor einiger Zeit zu mir

kam und von dem ich glaubte, er würde den Priesterberuf ergreifen, gestand mir zu meinem großen Erstaunen: „Ich möchte nicht in Zukunft als Geweihter das ‚klerikale Establishment‘ noch mehr zementieren . . .“ Ich gestehe offen, daß diese Aussage mich veranlaßte, erneut über mein Priestersein ernsthaft nachzudenken . . .

Hanspeter Heinz Was immer mehr Priestern zu schaffen macht

Die Beiträge zum Forum „Als Priester leben“ zeigen überwiegend eine große Berufszufriedenheit derer, die hier zu Wort kommen. Diese positiven Erfahrungen dürfen aber nicht gegen die bedrängenden Probleme aufgerechnet werden, die immer mehr Priester in die Resignation führen.

In der Würzburger Synode war ich Sekretär der Kommission „Ämter und Dienste“. Seitdem bin ich mit der Priesterfrage in Vorträgen und Konferenzen, seit 15 Jahren auch als Universitätsprofessor und Gemeindepfarrer befaßt.

Trotz der pessimistischen Diagnose von Eugen Drewermanns „Kleriker“ (1990) finden viele Priester in ihrem Leben und Dienst eine tiefe Erfüllung und sind sehr „berufszufrieden“. Ich halte es aber für blauäugig, die positiven Erfahrungen gegen die bedrängenden Probleme aufzurechnen und dadurch letztere zu neutralisieren oder zu verharmlosen. Denn eine Verschlechterung des „kirchlichen Klimas“ macht allen zu schaffen. Es bereitet mir Sorgen, daß immer mehr Priester sich arrangieren, nur noch ihre geforderten Funktionen pflichtgemäß ableisten bzw. sich in die innere und äußere Emigration flüchten. Nicht nur Resignation, sondern Bitterkeit, Ironie und Sarkasmus greifen um sich. Der psychisch-physische Gesundheitszustand des Klerus spricht eine untrügliche Sprache.

Die eine Wurzel des Übels sehe ich bei den Priestern selbst. Viele beklagen ein mangelndes Zuhause, eine Verwahrlosung ihrer Tagesgestaltung, einen Zerfall der Lebenskultur. Sie sind zu ermüdet, um ein geistliches Leben zu führen, und zu verbraucht, um sich spirituell, theologisch und literarisch weiterzubilden. Immer mehr Priester erfahren sich angefochten im persönlichen Glaubenkönnen, sind einsam und sprachlos in dem, was sie persönlich bedrängt. Der Überdruß am Zuviel liturgischer Feiern ist die Kehrseite mangelnder Lebensnähe.